

Im Gespräch mit

**Andreas
Kranebitter**

Im Interview erzählt
der Soziologe über
seine mit dem SOWI
DOC Award 2020
ausgezeichnete



Dissertation. Er erklärt, wie er den
Arbeitsprozess mit Kindererziehung
meistert und wie er den Weg zur
Soziologie gefunden hat.

Wie sind Sie zur Soziologie gekommen?

Andreas Kranebitter: Ich konnte mich
lange nicht entschieden zwischen der
Medizin, den Sozialwissenschaften,
Mathematik und Astronomie, was mich
eigentlich immer interessiert hätte und
dann doch zu weit weg von der
Gesellschaft war. Bei der
Inskriptionsberatung habe ich mir dann
alle Fächer angeschaut und bin bei der
Politikwissenschaft und bei der Soziologie
hängen geblieben. Was mein Interesse an
ihnen geweckt hat war, dass beide so
geheimnisvoll auf mich gewirkt haben.
Also das erste schöne Erlebnis auf der
POWI war, dass sie der einzige
unbesetzte Tisch war und niemand dort
gesessen ist, der mich beraten hätte. Als
einziges stand dort ein kleines Schild, auf
dem stand: „KOVO von der POWI im
NIG“. Da dachte ich mir, wow, ich habe
keine Ahnung, was das eigentlich wirklich
heißt und was das für Codes sind, das
werde ich nie vergessen. Erst langsam
habe ich entschlüsseln können, dass
damit das kommentierte
Vorlesungsverzeichnis der
Politikwissenschaften im Neuen
Institutsgebäude gemeint war. Dann
habe ich mir gedacht: Da ist so viel
Geheimnis dahinter, das möchte ich jetzt
studieren, und ähnlich ist es mir auch mit
der Soziologie gegangen. Ich habe dann
angefangen, alles Mögliche zu studieren:
Geschichte, Philosophie,
Politikwissenschaften und Soziologie.

Schlussendlich hat es sich dann
zugespielt auf die Soziologie und die
Politikwissenschaften, mit einem großen
Interesse für Gesellschaftstheorie und für
kritische Theorie. Das war der Weg zur
Soziologie.

*Sie haben jetzt darüber gesprochen, dass
unter anderem Gesellschaftstheorien Sie
besonders interessiert haben. Was
fasziniert Sie sonst noch an der
Soziologie?*

Andreas Kranebitter: Was ich
tatsächlich gelernt habe ist, dass jede
Wissenschaft eine grundlegende
Ideologie hat. Die Psychologie
individualisiert und wird von dieser
Ideologie des Individuums getragen. Die
Politikwissenschaft kann als ein
Anhängsel des Politischen angesehen
werden. Die Kriminologie ist ein
Anhängsel zum Strafrecht und zum
strafenden Staat, wie Heinz Steinert
gesagt hat, ein Soziologe, den ich sehr
schätze. Die Soziologie ist insofern die
einzige Wissenschaft, die kein klar
definiertes Objekt hat. Das macht es
manchmal schwierig zu sagen, was ein
Soziologe oder eine Soziologin ist. Ich
finde aber gleichzeitig diese Freiheit, sich
nicht über das zu erforschende Objekt zu
definieren, extrem interessant und sehe
das auch als einen enormen Vorteil für die
Soziologie. Dabei muss aber auch die
eigene Position als Teil dieser Gesellschaft
reflektiert werden und die Angst vor
dieser Freiheit, alles erforschen zu
können, überwunden werden. Deswegen
habe ich mich auch dazu entschieden,
mein Doktorat in der Soziologie zu
absolvieren, weil dieses Unbestimmte für
mich das Spannende an der Soziologie ist.
Wichtig ist auch, dass sie nicht die
Verdoppelung des Alltags wird und das,
was eh jeder weiß, in komplizierten
Termini ausdrückt, sondern das
Unsichtbare sichtbar macht. Dazu passt
auch eines der schönsten Zitate von
Bourdieu: „Soziologie ist ein Kampfsport“,

weil man mit den Alltagsgewohnheiten und -begrifflichkeiten bricht. Das ist ein Leitsatz, der für mich über der Soziologie steht.

Welche Schwerpunkte haben sich in Ihrer bisherigen Arbeit in diesem breiten Feld der Soziologie herauskristallisiert?

Andreas Kranebitter: Nachdem ich ziemlich bald nach dem Zivildienst angefangen habe in der Gedenkstätte Mauthausen zu arbeiten und Politikwissenschaften neben Soziologie studiert habe, lag mein Fokus immer auf der Schnittstelle zwischen diesen Bereichen. Innerhalb dieses Geflechts hat mir ein theoretischer und historischer Fokus immer einen Anker geboten. Deswegen bin ich auch nicht zufällig im Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich gelandet und weniger in der Empirie. Insofern verorte ich mich in den Bereichen der historischen Soziologie, der politischen Soziologie und Gewaltsoziologie als Perspektive auf meine Arbeit über Mauthausen und den Nationalsozialismus. Die Frage dabei ist aber auch, wie man Geschichte der Soziologie betreibt. In meinem Studium habe ich den Fokus auf Quantifizierungen gehasst, habe aber schätzen gelernt, wie sinnvoll und perspektivenverändernd das sein kann, und somit auch Geschichte der Soziologie mit quantitativen Methoden betrieben. Ich versuche mich aber nicht als Quantifizierer oder als reiner Historiker zu verstehen. Viel wichtiger ist mir, verschiedene, frische Perspektiven auf Altes zu werfen und dadurch das Erkenntnispotenzial auszuschöpfen.

Ihre Dissertation „Henchmen of the SS or forgotten victims? A contribution to a sociology of concentration camps focusing on the example of the so called 'professional criminals' of the Mauthausen concentration camp“ wurde vor kurzem mit dem SOWI Doc Award 2020 ausgezeichnet. Können Sie kurz schildern, wie sich ihr

Forschungsinteresse dahingehend entwickelt hat?

Andreas Kranebitter:

Das Interessante hier und auch der Ausgangspunkt der Dissertation ist, dass es Forschungsaspekte zu den Konzentrationslagern gibt, die eigentlich in der Wissenschaft und auch in der Gedenkpolitik vermieden werden. Das war lange Zeit zum Beispiel die Täterforschung. Man hat lange nur die Opferseite erforscht, aber sich eigentlich nicht mit SS-Angehörigen auseinandergesetzt, die wurden in der Forschung tabuisiert. Die Angst war hier, dass jede Forschung dazu auch gleichzeitig relativiert, was nicht der Fall ist. Ernsthafte Täterforschung muss betrieben werden, um den Nationalsozialismus zu verstehen. Ein weiteres Thema, das außen vorgelesen wurde, betrifft Gruppen, die auch in Konzentrationslager deportiert worden sind, über die eigentlich nicht oder nur hinter vorgehaltener Hand geredet wurde. Eine von diesen Gruppen sind sogenannte kriminelle Häftlinge. Das waren historisch Leute aus der Unterschicht, die mehrere Vorstrafen hatten und ohne ein Delikt begangen zu haben vom Fleck weg verhaftet wurden und dann in Konzentrationslager geschickt worden sind. Man versteht das gesamte Konzentrationslager nicht, wenn man diese Gruppe nicht erforscht und auf diese Gruppe nicht das Augenmerk legt. Das ist die Grauzone der Lager, wo auch klar wird, dass es sehr wohl auch Interaktionsmöglichkeiten gegeben hat und Handlungsmacht auf Seite von Häftlingen bestand. Die Auseinandersetzung damit widerlegt Schwarz-Weiß-Bilder von Opfern und Tätern, relativiert aber nicht den Unterschied zwischen ihnen. Diesem Thema wollte ich mich auch widmen, weil die bisherige Thematisierung dieser kriminellen Häftlinge von Neonazis und



Revisionisten oder Schaffenden der Kulturindustrie vorgenommen wurde. Die Seite der Neonazis instrumentalisiert diese Gruppe, um zu behaupten, dass es auch Kriminelle in den Lagern gab und nicht alle Opfer waren, während der Kulturindustrie am meisten daran liegt, Geschichten zu erzählen, die sich gut verkaufen lassen. Vieles davon ist nicht wissenschaftlich und will es auch nicht sein. In meiner wissenschaftlichen Aufarbeitung der Thematik war es dann wichtig, zu schauen, was die Gewaltsoziologie und die Kriminalsoziologie zu sagen haben, wenn wir uns einem historischen Thema widmen. Deswegen war für mich eine Verschränkung dieser verschiedenen Felder extrem wichtig.

Wie hat sich die Arbeit an Ihrer Dissertation für Sie gestaltet?

Andreas Kranebitter: Ich habe lange Zeit in der Gedenkstätte gearbeitet und dadurch einen guten Zugang zu Quellen gehabt und ich habe auch gewusst, was in Archiven zu finden ist. Das klingt zwar immer ein wenig langweilig, ist aber eine Grabungsarbeit, die mir wirklich Spaß macht. Gerade auch, weil teilweise erst nach Jahrzehnten Quellen auftauchen, die vorher noch nie bearbeitet worden sind. Es gibt zum Beispiel Strafakten von Personen aus dem Konzentrationslager, die lange Zeit unter Verschluss waren. Diese Strafakten erzählen unglaublich viel, wenn man sie dekonstruiert und rekonstruiert. Man glaubt zwar immer, da ist schon längst alles erforscht, aber in Wirklichkeit kommen dann erst Themen an die Tagesordnung, wenn sich die Archive öffnen. Das war immer die eine Seite, die ich immer sehr gerne betrieben habe. Das andere war die theoretische Perspektive und die Verknüpfung mit der theoretischen Debatte. Für das Verfassen der Dissertation habe ich mich für die kumulative Variante entschieden. Nachdem ich drei Kinder erzogen und 40

Stunden gearbeitet habe, konnte ich Dank diesem Modell planvoll und sukzessive arbeiten, ohne wieder auf Null zurückzufallen. Wichtig dabei war für mich, diese Ablenkungen, Versuchungen und Verpflichtungen von allen Seiten trotz allem so beiseite zu halten, dass ich den Fokus nicht verliere.

Wie sind Sie mit Phasen umgegangen, wo es schwierig war weiterzukommen?

Andreas Kranebitter: Man hat unterschiedliche Lebensphasen, darf auch Krisen haben und man hat die Krisen nicht nur wegen der Dissertation. Wichtig ist, immer dranzubleiben. Die Herausforderung des kumulativen Modells ist das wiederholte Runterbrechen auf das Format eines Artikels und die damit verbundenen Wartezeiten auf Gutachten, die oft wieder Änderungen erfordern. Man arbeitet dann auch viel für die Schublade und steckt viel unsichtbare Arbeit hinein. Aber das Gute daran ist, dass man nicht zurückfallen kann, sondern kontinuierlich sammelt. Gerade wenn man wieder arbeitsintensivere Phasen hat oder mit den Kindern im Ausland ist oder sich ein anderes Problem im Leben auftut, ist es trotzdem so, dass die Dissertation sukzessive daneben kumuliert. Für mich war dann aber der Abschluss die schwierigste Phase. Auch weil diese Textsorte der Klammer, die um all die verschiedenen Artikel herumgebastelt wird, eine seltsame ist. Weil man nichts neues schreiben, aber auch nichts wiederholen soll. Ich habe mich dann mit einem befreundeten Psychologen darüber ausgetauscht. Er war für mich in dieser Phase sehr wichtig, weil er mich daran erinnert hat, dass ich den Berg längst hinter mir habe und mich täglich motiviert hat abzuschließen. In dieser Phase braucht man dann auch diesen Push von anderen Leuten und diese Unterstützung.

Welche persönlichen Erkenntnisse konnten Sie aus diesem Prozess mitnehmen?

Andreas Kranebitter: Das die Dissertation psychologisch anders funktioniert als andere Projekte. Man hat oft den Artikel da, den Sammelband dort, das Buch dort oder auch die Ausstellung und sammelt so auch Erfahrung mit allen möglichen Projekten und trotzdem ist dieses Projekt einfach anders. Ich habe gelernt, mit meinen eigenen psychologischen Hindernissen umzugehen und mich da auch mit anderen Leuten auszutauschen, weil da ein anderes Verhältnis zur eigenen Arbeit entsteht.

Wie hat sich ihr derzeitiger Arbeits- und Forschungsalltag durch COVID-19 verändert?

Andreas Kranebitter: Es ist eine extreme Herausforderung, weil die rechtliche Situation von uns allen nicht sonderlich gut geklärt wurde von der Regierung. Ich pendle eigentlich zwischen Wien und Graz, während die Kinder im Home-Schooling sind. Ich kann offiziell kein Home-Office nehmen, weil das wieder extra beantragt werden muss, weil es keine rechtliche Grundlage dafür gibt und es für die Sonderbetreuung keine Grundlage gibt, weil die Schulen offiziell nicht zu haben. Es ist ein Jonglieren. Es ist immer schon ein Jonglieren gewesen, der Alltag mit Kindern und Arbeit und Wissenschaft, aber es ist jetzt wirklich herausfordernd und nicht unbedingt förderlich für kreative Prozesse, Schreibprozesse und wirklich ernsthafte Forschungsprozesse. Diese negativen Dinge beiseitegelassen, habe ich im September mit einem neuen Job begonnen als geschäftsführender Leiter des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich. Das ist für mich eine großartige Sache, diese Mischung aus der Betreuung eines Archivs, das unglaubliche Schätze beinhaltet, und der Möglichkeit, viel machen zu können, was Publikationen, Websites, Ausstellungen betrifft und viele Ideen entwickeln zu

können neben dem eigenen Forschungsprozess. Es funktioniert an sich gut, wenn nicht gerade Lockdown ist.

Wie würden Sie ihr (Berufs-)Leben als Soziologe in drei Worten beschreiben?

Eigeninitiativ, herausfordernd und spannend.

Andreas Kranebitter ist Soziologe, Politikwissenschaftler und geschäftsführender Leiter des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich. Seine Forschungsinteressen liegen in der Geschichte und Theorien der Soziologie, Gewaltsoziologie und Forschung zum Nationalsozialismus.

Interview: Sophia Wyatt

Foto: © Private Aufnahme Andreas Kranebitter